

Liebe Ulrike Meinhof

Autor(en): **Traitler, Reinhild**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **80 (1986)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-143282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ben.

Die Ratlosigkeit des vorangehenden Herrentages war plötzlich einer unerklärlichen Freude gewichen, und einer Kraft, die wir spürten. Ich weiss nicht: Ist es die Freude darüber, dass Gott bei diesen ganz Armen zu finden ist? Dass wir Jesus ganz nahe sind, wenn wir mit ihnen zusammen sind? Ist es die Freude, mit ihnen zu teilen, was wir haben, mit ihnen gemeinsam an den Ungerechtigkeiten dieser Zeit zu leiden? Ist es die Freude, mit ihnen zusammen zu hoffen auf den Tag, wo sie alle am Tisch des Herrn sitzen werden, sich satt essen können und lachen?

Oder ist es die Erfahrung, dass wir stark sind, im Namen Jesu zu protestieren gegen Armut und Ungerechtigkeit? Die Erfahrung, dass es sich lohnt, um Dinge, ja um Menschen zu kämpfen?

Lieber Apollos, nun ist der Brief schon so lang geworden, und ich habe längst nicht alles geschrieben, was ich Dir sagen wollte. Ich grüsse dich noch herzlich von allen anderen. Wir freuen uns auf das Wiedersehen.

Mit einem schwesterlichen Kuss
Jael

Reinhild Traitler

Liebe Ulrike Meinhof

Vor zehn Jahren, am 9. Mai 1976, hat man dich im Hochsicherheitstrakt des Stammheimer Gefängnisses, dort wo ihr von der «Baader-Meinhof-Bande» untergebracht wart, erhängt in deiner Zelle aufgefunden. Du warst die erste der Gruppe, die den Schritt getan hat. Manche haben behauptet, es sei Mord gewesen, aber ein so brutaler Kniff war doch wohl nicht nötig, um dir den Abschied naheulegen. Für dich gab es schon lange keinen Ort mehr, wo diese Spannung auszuhalten gewesen wäre: Du wolltest ein totales Engagement für das, was du dir unter einer besseren Welt, einer besseren Gesellschaft vorgestellt hast, und du wusstest um die Unmöglichkeit, es in diesem Land, mit diesen Mitteln zu leben. Du warst tot, lange bevor du tot warst, in der Isolationshaft, in den Käfigen der Staatssicherheit, durchleuchtet bis in die innersten Geheimnisse, beobachtet bei jeder Regung deines Körpers, deines Geistes, untersucht auf jede Ge-

fühlsäusserung hin, bis in die Erstarrung des Todes hinein verfolgt von Vermutungen und Massnahmen. Die Aussicht auf die lebenslängliche Fortsetzung dieses Zustandes, diese Ausweglosigkeit der Zukunft, das war die furchtbare Erfahrung von Ewigkeit, gegen die es nur ein einziges Mittel gab: die endgültige Verweigerung.

**Dein Tod ist mir nahegegangen,
du bist mir immer nahegegangen.**

Dein Tod damals ist mir nahegegangen, du bist mir überhaupt immer nahegegangen. Freilich sollte man das nicht zu laut sagen; ich habe es trotzdem getan, aber es war in der internationalen Atmosphäre, in der ich lebte und arbeitete, mit keinem Risiko verbunden. Manchmal habe ich mich gewundert, warum die gleichen Soziologen, die sich für Volksbewegungen in der Dritten Welt interessierten, die über die Tupamaros recherchierten und die kubanische Revolution auswen-

dig kannten, die in wohlgeheizten Seminarräumen über das Pro und Kontra bewaffneter Aufstände diskutierten, so erschreckte Gesichter machten, wenn von der Handvoll «Terroristen» in der Bundesrepublik die Rede war. Aber das war eben etwas anderes. Mit euch war der Widerstand ganz nahe gerückt, und er manifestierte sich so, wie es dem System nicht mehr passte, nicht mehr passen konnte.

Ich erinnere mich auch, dass meine Sympathie für dich, für euch, zusammenhing mit den monströsen, ja grotesken Reaktionen der Staatsgewalt auf das, was ihr angezettelt hattet. Nicht eure Aktionen rangen Respekt ab, sondern eure Haltung im Gefängnis. Eure Aktionen waren immer uneinsichtiger geworden: Was ihr mit der Zerstörung von Eigentum sagen wolltet, war uns verständlich. Aber dass Menschenleben vernichtet werden mussten in eurem Kampf, das war nicht mehr erklärbar, es löste Ängste aus, und es wurde in seiner Ambivalenz sofort von der bundesdeutschen Meinungsbildungsmaschinerie entstellt. Aber euer Martyrium war klar, noch erahnbar in den Verzerrungen der Berichterstattung, abzulesen an den überdimensionalen Sicherheitsvorkehrungen, an der allgemeinen Hysterie, an den Einschränkungen der bürgerlichen Freiheit, an der selbstgewissen Entfaltung von Staat, die wir damals beobachteten. Und es gab nicht wenige, die darunter zu leiden hatten. Aufmüpfig sein war jetzt verboten, ziviler Ungehorsam, wegen der Sanktionen, die er nach sich zog, fast zu einem Ding der Unmöglichkeit geworden. Ironie der Verhältnisse: Genau den Staat, den ihr schwächen wolltet, habt ihr aufbauen helfen, genau den Staat, dessen Restauration ihr in Frage gestellt habt, habt ihr gestärkt.

Euer Protest gegen den Vietnamkrieg war vor allem ein Protest gegen den Verlust der Erinnerung.

Dass euch der Protest gegen den Krieg in

Vietnam als Gruppe zusammengeführt hat, ist nicht von ungefähr. Es handelte sich ja nicht nur um eine Solidaritätskundgebung für ein fernes Volk in Asien. Als Bündnispartner der USA war die Bundesrepublik sehr direkt in diesen Krieg verwickelt, die Materialhilfe war beträchtlich, das Training vietnamesischer Soldaten durch Bundeswehrangehörige trotzig demonstrativ.

Plötzlich war eingetreten, was nie mehr hätte geschehen dürfen: Die Erinnerung an das Unheil des Faschismus war ausgelöscht oder zumindest verdrängt worden. Plötzlich war es wieder möglich, Kriege zu führen und sie im Namen des Antikommunismus und der sogenannten freien Welt sogar noch moralisch zu verteidigen. Dagegen hat vor allem die junge Generation, der die Scham über die Sünden der Väter und Mütter noch tief in den Knochen sass, protestiert. Euer Protest gegen den Vietnamkrieg war vor allem ein Protest gegen diesen Verlust der Erinnerung, war ein Protest gegen den Mangel an Busse, ein Protest gegen das Vergessen in einem Staat, in dem mancher ehemalige Nazi nun in Amt und Würden sass, in einem Staat, der wieder Macht besass und zeigte. Der schwäbische Pfarrer Ensslin, der Vater deiner Mitstreiterin Gudrun, hat es später einmal so formuliert: *«Was sie sagen wollten, ist doch dies: eine Generation, die am eigenen Volk und im Namen des Volkes erlebt hat, wie Konzentrationslager gebaut wurden, Juden Hass, Völkermord, darf die Restauration nicht zulassen. Darf nicht zulassen, dass die Hoffnungen auf einen Neuanfang, Reformation, Neugeburt, verschlissen werden.»*

Es war dies, was eurem Protest zugrunde lag: die verzweifelte Bemühung, die Erinnerung wachzuhalten. Wie «links», wie «kommunistisch» ihr wirklich wart, das wird der distanzierte Eifer der Nachgeborenen feststellen können. Aber jedenfalls wart ihr leidenschaftlich antifaschistisch. Dein eigener Eintritt, 1958, in die illegale kommunistische Par-

tei Deutschlands hatte wahrscheinlich etwas zu tun mit der Tatsache, dass dir die radikale Infragestellung der nationalen Vergangenheit bei den anderen Parteien nicht gewährleistet zu sein schien – und radikal warst du immer. Deine Radikalität war Ausdruck deiner Ernsthaftigkeit, und deiner ausserordentlichen Fähigkeit zu lieben. Du wolltest immer die ganze Hingabe, war das nun in der evangelischen Jugend, in der Bewegung gegen Atomwaffen, in der Partei, in der Gruppe schliesslich, die deinen Namen trug – du wolltest die Dinge immer ganz tun. Manchmal bist du mir vorgekommen wie eine von den Jüngerinnen des Rabbi aus Nazareth, der auch die ganze Hingabe verlangt hat, diese kompromisslose Liebe, die eine grosse Distanz erfordert zu den vielen kleinen Lieben unseres täglichen Lebens. Freilich, in ebendiesem Alltag ist die völlige Hingabe kaum lebbar, weder in persönlichen Beziehungen noch in der Gesellschaft.

Wenn ich die Sammlung deiner Kolonnen lese, merke ich, dass sie schärfer werden, zorniger, dass die innere Überzeugung abnimmt, dass auf diesem Weg eine Veränderung der Gesellschaft herbeigeführt werden kann. *«Wer begriffen hat, was in Vietnam los ist, fängt allmählich an, mit zusammengebissenen Zähnen und einem schlechten Gewissen herumzulaufen. Fängt an zu begreifen, dass die eigene Ohnmacht, diesen Krieg zu stoppen, zur Komplizenschaft wird mit denen, die ihn führen; fängt an zu begreifen, dass die Bevölkerung, die diesen Krieg nicht versteht, weil sie nicht über ihn informiert wird, deren Emotionen gegen die Demonstranten gehetzt werden, missbraucht wird, entwürdigt, erniedrigt.»* Das hast du 1967 geschrieben. Das war nach der Aktion der Berliner Kommune 1, die US-Vizepräsident Hubert Humphrey bei seinem Besuch in Berlin mit Pudding beworfen hatte. Die harmlose Symbolhandlung, von der Presse zum Bombenattentat aufgebauscht, und Anlass für überdimensionale Sicherheitsmassnah-

men; hatte dir unmissverständlich klargemacht: *«Nicht Napalmbomben auf Frauen, Kinder und Greise abzuwerfen, ... ist kriminell, sondern dagegen zu protestieren. Nicht die Zerstörung lebenswichtiger Ernten ... ist kriminell, sondern der Protest dagegen. Nicht die Unterdrückung einer freien Willensbildung in Südvietsnam, das Verbot von Zeitungen, die Verfolgung von Buddhisten ist undemokratisch, sondern der Protest dagegen in einem ‚freien‘ Land. Es gilt als unfein, mit Pudding auf Politiker zu zielen, nicht aber, Politiker zu empfangen, die Dörfer ausradieren lassen und Städte bombardieren.»*

Diese Worte umschreiben die Grenzen des sogenannten «Aufbruchs» der späten Sechzigerjahre. Vielleicht müssen wir uns abgewöhnen, von dieser Zeit in der Sprache des Exodus zu reden. 1968 war für die Studenten, die unzufriedenen Jungen, die versprengten Reste der Friedensbewegung, die schwer kategorisierbaren «Linken», die sich von der Autorität der «Väter» befreien wollten, kein Auszug aus Ägypten. Pharaos Rösse und Reiter im Meer versunken, die Macht des Staates war nicht gebrochen, sondern vielmehr erneut erwünscht, gebraucht, bestätigt. 1968 war nicht der neue Aufbruch, sondern markierte das Ende der Karenzzeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Ab nun war bussfertige Zurückhaltung nicht mehr angebracht, jetzt durfte man wieder Macht zeigen und Gesicht. 1968 war der Abschluss der Restauration, die sich seit Jahren angebahnt hatte in den gravierenden Änderungen des Grundgesetzes, die die Wiederbewaffnung und die Notstandsgesetze möglich machten. Euch war das klar, das war es, was ihr später mit euren Aktionen drastisch in Frage stellen wolltet.

Wie die einmal erkannte Wahrheit auch leben?

Der Schritt in den totalen Kampf, das Aussteigen aus den tausend Kompromis-

sen, die die Verhältnisse von dir erforderten, war eine logische Konsequenz dessen, was du schon als Kolumnistin gedacht und geschrieben hast. Wie die einmal erkannte oder erahnte Wahrheit auch leben? Mit dieser Frage hast du dich zeitlebens abgequält. Du, das Kind antifaschistischer Eltern, die sich ihren Widerstand etwas hatten kosten lassen, du früh verwaist, selbständig, aber voller Sehnsucht nach Beziehungen, du ernsthafte Studentin, religiös – vor dem Essen in der Mensa hättest du gebetet, erzählt man sich –, aber ihr wart ja alle religiös in eurer Unbedingtheit, du schnell zu Ruhm gelangte Journalistin, von der Peter Rühmkorf später einmal sagte: *«Sie war eine vielbewunderte, rhetorisch gewandte junge Frau, die ihre sehr zugespitzten, rigiden politischen Anschauungen in einem Gesellschaftskreis vortrug, der eigentlich mit so strikten Anschauungen gar nichts anfangen konnte.»*

Bald einmal machte dir das zu schaffen, was die Berliner APO-Gruppen, mit denen du 1969 die Besetzung von «konkret» zu organisieren versuchtest, auf ein Flugblatt schreiben sollten:

«Überm Schreibtisch Che Guevara unterm Schreibtisch Mc Namara» – in den Kolumnen von «konkret» die kompromisslose Aufdeckung der Wahrheit, in der Arbeit mit den Studenten die ausserparlamentarische politische Praxis, und zu Hause das bürgerliche Leben in der Hamburger Villa, die Ehe mit «konkret»-Herausgeber Roehl, deine Zwillingstöchter und der ganze bürgerliche Mutterkomplex, die Parties, die linken Gespräche beim Sektcocktail, diese gänzlich unvereinbaren Elemente des Lebens, die immer schwieriger zusammenzuhalten waren.

1967 schreibst du in dein Tagebuch: *«Das Verhältnis zu Klaus, die Aufnahme ins Establishment, die Zusammenarbeit mit den Studenten – dreierlei, was lebensmässig unvereinbar erscheint, zerrt an mir, reisst an mir. Das Haus, die Parties, Kampen, das alles macht nur partiell*

Spaß, ist aber neben anderem meine Basis, subversives Element zu sein. Die Rolle entspricht meinem Wesen und meinen Bedürfnissen nur sehr partiell, weil sie meine Gesinnung als Kasperle-Gesinnung vereinnahmt, mich zwingend, Dinge lächelnd zu sagen, die mir, uns allen bluternst sind: also grinsend, also maskenhaft.»

Die andere Wirklichkeit wird immer bestimmender. Du beginnst auszuziehen. Zuerst aus deiner Ehe. 1968, nach der Scheidung, gehst du mit den Kindern nach Berlin. Leben und Arbeit vermischen sich immer mehr, im Sinne der gerechteren, wahren Existenz, um die es dir geht. Deine Kontakte mit Fürsorgezöglingen, deine Recherchen über Heimerziehung, führen nicht nur zu einer Reihe von Artikeln und zum Fernsehfilm «Bambule», sondern auch dazu, dass die Zöglinge bei dir ein und aus gehen, bei dir essen, schlafen, leben, Lärm machen, deine Wohnung in ein Lager verwandeln. Du wehrst dich nicht, du lässt das zu, diesen Wirrwarr von Beziehungen, von denen du auch nicht weisst, ob es der richtige Weg ist. Aber dein Ärger wächst, dein Zorn über eine Gesellschaft, die die Verhältnisse entmutigend findet, statt sie empörend zu nennen, *«entmutigend, d.h. man weiss nicht, wie man das ändern soll, man weiss nicht, was man angesichts dieser Verhältnisse tun könnte.»*

Eine Ahnung des «richtigen», für dich konsequenteren Weges dann beim Prozess gegen die Warenhausbrandstifter, dem eine deiner radikalsten Kolumnen gewidmet ist. Dass da gesellschaftlich produzierter Reichtum vernichtet wurde, war für dich nicht massgebend, das *«unterscheidet sich qualitativ nicht von der systematischen Vernichtung gesellschaftlichen Reichtums durch Mode, Verpackung, Werbung, eingebauten Verschleiss. So gesehen ist Warenhausbrandstiftung eher systemerhaltend, konterrevolutionär. Ihr progressives Moment . . . liegt nicht in der Vernichtung der Waren, es liegt in der Kriminalität der Tat, im Ge-*

setzesbruch», denn «das Gesetz, das da gebrochen wird durch Brandstiftung», ist ein «verbrechenschützendes» Gesetz, weil es nicht die schützt, «die den Reichtum schaffen durch Arbeit und Konsum, sondern die, die ihn sich gemäss der Gesetzgebung im kapitalistischen Staat rechtmässig aneignen.»

Freilich, schon damals hast du dich gefragt, ob dieses «progressive Moment» einer Warenhausbrandstiftung zu vermitteln sei, in Aufklärung umgesetzt werden könne. Was können die Leute mit einem Warenhausbrand anfangen? Sie könnten das brennende Warenhaus plündern, aber jene «kollektiven Bedürfnisse, die in reichen, kapitalistischen Ländern eklatant unbefriedigt bleiben, würden davon nicht berührt». Gerechtigkeit, Partizipation, Freiheit kann man sich nicht im Warenhaus abholen. Warenhausbrandstiftung ist also «für die Nachahmung nicht empfohlen», hast du damals gefolgert. Aber geblieben ist die Bewunderung für die Täter, das Gefühl, dass sie auf einem konsequenten, kompromisslosen Weg waren.

Illegalität und Besitzlosigkeit waren die einzig mögliche radikale Weise der Existenz.

Deswegen war es klar, dass du eine in dem Netz von Freunden und Sympathisanten wurdest, als Gudrun Ensslin und Andreas Baader beschlossen, die Reststrafe für die Brandstiftung nicht abzusetzen, sondern unterzutauchen, unschlüssig noch, was der nächste Schritt sein sollte. Du warst ja nicht die einzige. Immerhin haben sich die beiden auch bei Luise Rinser in Rom versteckt und in der Pariser Wohnung von Régis Debray. Schon allein diese beiden Namen machen das breite Spektrum des Widerstandes deutlich, der gegen die Restauration gewachsen war. Als Gudrun Ensslin und Andreas Baader im Frühjahr 1970 in deiner Berliner Wohnung auftauchten, hast du sie mit offenen Armen aufgenommen. In den Gesprächen mit ihnen, in den

«Trips», kristallisierte sich so etwas wie eine neue Möglichkeit. Vor allem Gudrun Ensslin hast du bewundert; sie hatte ernst gemacht mit der revolutionären Moral, die dir vorschwebte, sie hatte sich aus den bürgerlichen Beziehungskonflikten befreit, ihr Kind verlassen, die «kleinen Lieben» des täglichen Lebens aufgegeben, alle Brücken hinter sich abgebrochen. Illegalität und Besitzlosigkeit waren die einzig mögliche radikale Weise der Existenz, in der eine neue Moral entworfen werden konnte, die mit der leidenschaftlichen Leugnung der herkömmlichen Moral, der Konzentration der gesamten Kraft auf den Widerstand begann.

Dann ging alles ganz schnell: Im April die neuerliche Gefangennahme Baaders, im Mai seine Befreiung aus dem Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit, da warst du schon mit dabei. Dann der Sprung in den Untergrund, in das neue Leben. Du bist viel zu klug, um nicht sehr schnell zu merken, dass die Gestaltung des neuen Lebens nur in sehr beschränktem Mass von euch selbst abhängt. Die Illegalität hat ihre eigenen Gesetze. Eure Abhängigkeit vom guten Willen der Sympathisanten und Freunde ist enorm. Misstrauen wird eine Lebensweise, verschärft den Ton, die Gefühle, vergrößert die Analyse. Ihr erlebt am eigenen Leib die Dialektik der Gewalt: Jede Aktion fordert ein Heer von Gegenmassnahmen heraus, das euch die Macht des Systems nur zu klar macht, auch den Grad der Verunsicherung, den ihr ausgelöst habt. «Der Schreck ist den Herrschenden in die Knochen gefahren», jubelst du in eurem ersten Manifest. Der Schock, das war eure Waffe. «Rote Armee Fraktion» – welche Assoziationen sollten da geweckt, bei wem sollte um Sympathien geworben werden? Deine Sprache hat sich schnell geändert in diesen gehetzten Monaten des Untergrundlebens, als es darum ging, alles zum Leben und Funktionieren einer Stadtguerilla Nötige auf illegale Weise zu beschaffen. Du bist vulgärer geworden,

unverblümter, aber auch eindimensionaler, es sind nicht mehr die Analysen von «konkret», die du jetzt schreibst, sondern Kampfpamphlete, die herausfordern, ausschliessen, geisseln.

In dem «*Konzept Stadtguerilla*» kanzelst du die Halbherzigkeit vieler Genossen ab, du, die doch selbst gerade der «Halbherzigkeit» entronnen war: «*Viele Genossen machen sich fett, dass sie was für uns taten, obwohl sie nichts tun. Manche wollen damit nur zeigen, dass sie in' sind. Sie konsumieren. Wir haben mit diesen Schwätzern, für die sich der antiimperialistische Kampf beim Kaffee-Kränzchen abspielt, nichts zu tun.*» Der Untergrund macht nicht nur abhängig, er macht auch exklusiv, das spricht aus deinen Worten. Gerade weil ihr so verletzlich seid, müsst ihr so schonungslos sein mit euch selbst und anderen.

Und schliesslich: Über eure Aktionen hinaus gibt es kaum ein Mittel der Kommunikation mit eben jenen Massen, um die es euch geht. Hie und da ein Flugblatt in einem Abfalleimer, was soll das, wenn, was von euch bekannt wird, über Axel Springer und Konsorten läuft? Also müssen eure Aktionen selbst einen hohen Symbolwert haben.

«Welche Niedrigkeit begingest du nicht, um die Niedrigkeit abzuschaffen?»

Da gab es das Symbol «Illegalität» – vielleicht war es das stärkste, das überzeugendste. In ihrer Freiwilligkeit war die Illegalität eine demonstrative Absage an diesen Staat. Freilich kann man sich dem Staat nur insoweit entziehen, als er einen Anspruch auf seine Bürger erhebt, und da die Interaktion zwischen Bürger und Staat im Normalfall ausserordentlich gering und über viele Instanzen vermittelt ist, musstet ihr diesen Anspruch erzeugen. Man spaziert nicht einfach in die Illegalität, man liefert der Staatsgewalt einen zwingenden Grund. Die Illegalität wurde so zum aktiven Widerstand gegen Verhältnisse, denen eurer Meinung nach anders nicht mehr beizukommen war.

Dabei war nicht das Aussteigen an und für sich wichtig, ausgestiegen sind viele, damals und heute: in die Drogenszene, in die Subkultur, in die orientalische Religiosität, oder was sich dafür ausgab, an irgendwelche anderen Ufer. Ihr aber habt den Staat gezwungen, sich mit den Gründen eurer Verweigerung auseinanderzusetzen, und das war ein Erfolg.

Dann gab es das Symbol unrechtmässiger Aneignung oder Zerstörung von Besitz. Auf die Grenzen dieses Symbols in einer kapitalistischen Gesellschaft hattest du selbst schon verwiesen. Immerhin gab es viele Sympathien für dieses Symbol, vor allem natürlich bei jenen, die über genug Bildung und materielle Sicherheit verfügten, eurer Argumentation zu folgen. Ihr stelltet den privaten Besitz in Frage, die Art wie er zustande kam; die Frechheit eurer Aktionen amüsierte sogar, es tut gut, den Machthabern ein Schnippchen zu schlagen, vor allem, wenn es andere für uns besorgen. Schliesslich rang es Respekt ab, dass ihr das alles zu tun imstande wart: euch versteckt halten, trotz der Antiterrormaschine, die mittlerweile aufgebaut worden war, Aktionen planen und ausführen, eine Infrastruktur an Kommunikation und Hilfe aufbauen, ein ganzes Unterstützungssystem. Dass sich so viele Intellektuelle zu euch hingezogen fühlten, auch prominente, über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus, ist fast ein Gradmesser für den tatsächlich existierenden Mangel an politischer Partizipation zu dieser Zeit. Euer Weg war nicht jedermanns Weg, aber den Ernsthaften war die Ernsthaftigkeit eures Tuns klar.

Aber dann gab es die ersten Verletzten, die ersten Toten, Unfälle bei euren Aktionen zuerst, noch nicht beabsichtigt, später jedoch kalkuliert. Auf die Verminderung der nordvietnamesischen Häfen im Mai 1972 habt ihr mit einem Bombenschlag auf das Offizierskasino des V. US-Korps im IG-Farben-Haus in Frankfurt am Main geantwortet – im eigenen Fleisch sollte sichtbar werden, was Men-

schen anderswo zu leiden hatten. Fazit: ein Toter und 13 Verletzte. Der Tod als Symbol – das war nicht mehr erklärbar, weder für die persönlich Betroffenen, die damit zu Leidenden, zu Opfern wurden, noch für die Zuschauer, für die ihr euch damit auf das Niveau der Machthaber begeben habt: Wie sie wart ihr kleine, allmächtige Götter geworden, die über Leben und Tod befinden konnten. Zu schnell wurde euer eigener moralischer Anspruch verwischt, nicht die Bevölkerung zu verängstigen und zu destabilisieren (wie das der faschistische Terror immer getan hat), sondern die Herrschenden. Euer Problem war, dass es zwar nicht genug Demokratie gab, aber doch zu viel, als dass «der Feind» leicht zu lokalisieren gewesen wäre. Industrielle entführen und Bundesstaatsanwälte war eines. Ein Symbol zu finden, das die Komplizenschaft des Staates mit der Vernichtungsmaschinerie der imperialistischen Macht spürbar und fühlbar machte, war ein anderes. Ihr habt dem Leiden und der Gewalt ein Symbol des Leidens und der Gewalt entgegengesetzt.

Jahre danach, in dem Film «Apocalypse Now», die Geschichte, die der wahn-sinnige Oberst Kurtz erzählt: In einem vietnamesischen Dorf impfen die Amerikaner eine Gruppe von Kindern. Später haben die Dorfbewohner – Vietcong – den Kindern die Arme abgehackt, dass nicht die leiseste Erinnerung an den Feind übrigbleibt. Es waren ihre eigenen Kinder, und sie haben sie doch geliebt. Spontan habe ich an euch denken müssen. Dort, im Herzen der Dunkelheit, wo wir zerstören, was wir lieben, sitzt ein falsches Gottesbild. Mit Bert Brecht hast du in einem Brief an Gudrun Ensslin gefragt: «Welche Niedrigkeit begingest du nicht, um die Niedrigkeit abzuschaffen?» Du hast in der «materiellen Vernichtung von imperialistischer Herrschaft . . . den Akt der Befreiung im Akt der Vernichtung» gesehen. Aber die Sackgasse solchen Denkens und Handelns war dir si-

cher nicht unbewusst. Das Problem der Macht ist letztlich nicht durch Macht zu lösen, sondern nur durch neue Beziehungen.

Aber ihr hattet euch in die Beziehungslosigkeit begeben. Umkehren war gar nicht mehr möglich, euer Kapital war eure Unbedingtheit, nichts würde euch mehr bleiben danach, ausser wenigstens einer in der Ungebrochenheit des Zieles empfangenen Strafe.

Als deine Pflegemutter Renate Riebeck dich Mitte November 1971 beschwört: «Ulrike, gib auf», macht deine Antwort klar, dass die Zeit für vernünftige Argumentationen vorbei ist: Die Chancen der bundesrepublikanischen Stadtguerilla an der sozialen Realität dieses Landes zu messen, das habt ihr sicher selbst getan. Aber ihr konntet nicht «realistisch» sein, dazu wart ihr viel zu zornig. Ihr wolltet wenigstens soviel: Für euch selbst und für andere einen ungeschmälernten Anspruch stellen, und ihr wolltet die Gesellschaft zwingen, diesen Anspruch zu hören.

«Eine Sklavenmutter beschwört ihr Kind», heisst deine Antwort auf den offenen Brief der Pflegemutter. «Ich will, dass du Sklavin bleibst – wie ich . . . Dein Mut ist herzlos, denn wie könnten wir vor ihm noch unsere Feigheit verborgen halten? . . . Wenn du auch lieber tot bist, als für immer Sklavin, so hast du doch nicht das Recht, uns zu beunruhigen. Ich weiss, du willst, dass wir alle frei werden; aber werden wir uns wohler fühlen? – Kind, versünde dich nicht. Tu Busse, mag die Strafe der Herrschaft auch fürchterlich sein. Sei untertän der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat. Ulrike, gib auf.» Und dann der Nachsatz, auf den es dir ankommt: «Verflucht der Gott, der Sklaven zu seiner Zerstreuung schuf» – hier entthronst du ja nicht nur den Gott, der den Herrschenden stets zur Legitimierung ihrer Macht gedient hat, sondern du sagst dich auch unmissverständlich los von einer Allmacht, die sich dadurch auszeichnet, dass sie an dem lamentablen Zu-

stand der von ihr geschaffenen Geschöpfe auch noch eine sadistische Freude hat. Die Folgen sind klar: Unsere Erlösung muss von uns selbst erwirkt werden, der Messias ist nicht ausserhalb unserer selbst, sondern in uns. In diesem Sinn, als eure Bewegung etwas Messianisches an sich hatte, konntet ihr nicht mehr umkehren, jetzt nicht und nicht später, während der Tage, Monate, Jahre der Untersuchungshaft, während der Erpressung durch die Isolation, nicht während des Prozesses, in dem schon alles entschieden war, bevor es begonnen hatte; in diesem deutschen Trauerspiel gab es nur ein einziges mögliches Ende, und das habt ihr geliefert.

Du hast deinen Tod zum Symbol gemacht für die Unerbittlichkeit, die so schlecht in unser Bild von der Liebe passt.

Du bist in immer grössere Einsamkeiten gegangen in diesen Jahren, hast verzichtet auf die Beziehungen, an denen dir gelegen war, vor allem auf deine Töchter. Dabei spüre ich deine Sehnsucht, deine Zärtlichkeit in diesen verhaltenen, lustig-traurigen Briefen, die du aus dem Gefängnis an die beiden Kinder geschrieben hast. Doch dann war Schluss, fast abrupt, so als ob du damals schon den endgültigeren Abschied vorbereiten wolltest. Auch in dein Äusseres hast du eine Unnahbarkeit eingepackt. Mit Stauen betrachte ich die Bilder von dir und den Wandel, der sich darinnen spiegelt. Wo hast du all das hingetan, später, das deine Weichherzigkeit, deine grosse Sensibilität hätte verraten können?

Freilich, «Härte» war ein Vorteil im Untergrund, ihr habt sie schnell zur revolutionären Tugend erklärt. Dennoch passte das nicht so recht, nicht zu den andern und nicht zu dir, der auch die Gruppe immer wieder ein gewisses Mass an bürgerlichen Reminiszenzen vorwarf. Die Veränderungen kann ich mir nur so erklären, dass ihr euch nur wenige Schritte eurer revolutionären Entwicklung selbst habt aussuchen können: Gewalt

und Gegengewalt, sich verstecken und gesucht werden, das Abgeschnittensein von Beziehungen und dieses extreme Zurückgeworfensein auf die kleine Gruppe der Freunde, die «Folter der Isolationshaft», wie das die Sympathisanten damals genannt haben, all das zieht einen Wirklichkeitsverlust nach sich, der verändert.

1974, nach einem Besuch bei Jan-Carl Raspe, schreibt Rudi Dutschke an das Ehepaar Gollwitzer: *«Subjektiv sich als antiimperialistische Revolutionäre zu fühlen, schliesst nicht aus, eine verhängnisvolle Rolle zu spielen. Die Gruppe will das wohl nicht immer glauben, gerade das aber scheint mir ein besonderes Zeichen der Auswirkungen von Isolationshaft zu sein.»* Dutschke sah darin einen fortschreitenden Selbstzerstörungsprozess, der seiner Meinung nach nicht mehr aufzuhalten war. Als Gruppe habt ihr euch bis zum Ende den moralischen Halt und das gegenseitige Vertrauen nicht versagt. Aber die Gestalt der Aussenwelt verschwamm auf gefährliche Art, eure Innenwelt wurde zur Aussenwelt, gestützt durch Freunde «draussen», die «zweite Generation», die probierte, eure revolutionären Aktionen fortzuführen, etwas skrupelloser schon, die Ziele immer verschwommener.

Was dich dann plötzlich, so früh, so unerwartet in den Tod getrieben hat? Konflikte in der Gruppe, haben die einen gesagt. Vor allem mit Gudrun Ensslin. Man muss nicht einmal annehmen, dass das ein Gerücht im Interesse derer war, die einen Keil in eure Einheit treiben wollten. Konflikte hat es unter euch immer gegeben, und ihr hattet, im Sinne maolistischer Selbstkritik, auch eine für euch selbst rücksichtslose Art, mit euren Auseinandersetzungen umzugehen. Der Konflikt mit Gudrun war immer dagewesen, ihr wart euch zu ähnlich in euren Gaben, zu verschieden in Charakter und Temperament, sie vielleicht ein wenig zu sicher, du ein wenig zu unsicher, Konstellationen, die die Haft verschärfte. Trotz

allem immer wieder die Erfahrung grosser Verbundenheit zwischen euch, doch dann auch wieder die Erfahrung der Verletzung, ein fast zwanghafter Ablauf eurer Beziehungen, in denen Gudrun dich quälte, weil du dich quälen liessest. Gudrun formulierte es noch schärfer: Du lässt das mit dir geschehen, du provozierst es geradezu, *«weil du kaputt sein willst»*. Kaputt sein wollen, zweifeln, das war in den Augen der Gruppe Verrat.

«Kaputt sein wollen», das war damals, im März 1976, vielleicht deine Art, innerlich und äusserlich auszusteigen aus der Situation, die du möglicherweise nicht mehr zweifelsfrei betrachtet hast. Am 28. Oktober 1975, am 41. Verhandlungstag eures Prozesses, hast du ein einziges Mal öffentlich signalisiert, wie es mit dir stand: *«Wie kann ein isolierter Gefangener den Justizbehörden zu erkennen geben, angenommen, dass er es wollte, dass er sein Verhalten geändert hat? Wie? Wie kann er das, in einer Situation, in der bereits jede, absolut jede Lebensäusserung unterbunden ist? Dem Gefangenen in der Isolation bleibt, um zu signalisieren, dass sich sein Verhalten geändert hat, überhaupt nur eine Möglichkeit, und das ist der Verrat.»* Das Gericht hat nicht verstanden, wie weit du mit dieser Äusserung gegangen bist. Und die «Rote Armee Fraktion»? Hat sie schon den Gedanken an Ausstieg als Verrat gewertet? Hat dir Gudrun Ensslin geholfen, den Prozess der Selbstzerstörung voranzutreiben? Man braucht nicht Psychologe zu sein, um zu begreifen, dass in der extremen Situation, in der ihr euch befandet, fast so etwas wie ein Automatismus am Werk war.

Du bist gegangen. Ohne Worte, ohne Erklärung, unerreichbar geworden für die Versöhnung. Du hast deinen eigenen Tod zum Symbol gemacht für diese Unerbittlichkeit, die so schlecht in unser Bild von der Liebe passt. Dass die, *«die den Boden bereiten für Freundlichkeit, selber nicht freundlich sein können»* – wie Bert Brecht das einmal formuliert hat –

ist sicherlich ihr grösstes Opfer. Du hast es gebracht. In seiner Rede an deinem Grab hat dich Helmut Gollwitzer einen Menschen genannt, *«der sich das Leben dadurch schwer gemacht hat, dass er das Elend anderer Menschen sich so nahegehen liess»*. Ob wir verstanden haben, irgend etwas verstanden haben, wir Zeitgenossen und Nachgeborenen, die erlebt haben, wie euer politisches Erbe verkommen ist, noch zu euren Lebzeiten, bis nur noch die Chiffre «Terrorismus» übrigblieb, dieses Wort, das nun für alles erhalten muss, für nationale Befreiungskämpfe, für politische Desperados von links und rechts, als willkommener Sündenbock ganz anderer Interessen, als Legitimation einer neuen Willkür der Macht?

Ob wir das verstanden haben, deine Unbedingtheit für die Sache der Wahrheit und der Gerechtigkeit? Soviel jedenfalls habe ich begriffen, dass die Gerechtigkeit einer revolutionären Bewegung sich an ihren Methoden erweist. Mit den Methoden der Gewalt kann man die Gewalt nicht qualifizieren, man liefert ihr höchstens eine Apologetik. Die traurige Gleichung *«Revolution = Terror»* habt ihr jedenfalls fest in den Köpfen der Leute verankert.

«Ach, ihr an euren Schreibtischen», höre ich dich antworten, *«was ist weitergegangen mit eurer Gewaltlosigkeit, wie effektiv waren eure Bewegungen? Sind nicht alle Raketen installiert worden, wurden nicht fast alle Atomkraftwerke gebaut, ist nicht die APO parlamentarisch gezähmt, ist nicht die Wirtschaft auf den liberalen Kurs zurückgepfiffen, ist nicht die Situation der Dritten Welt heute viel gravierender, die Gewalt der Systeme masslos? Was reisst euch denn vom Stuhl – wenn man euch einen Goldbarren auf den Altar legte, ihr würdet ihn anbeten.»*

Das verzweifelte Zeichen, das du gegeben hast mit deinem Leben, dieses sperrige Zeichen in all seiner Brüchigkeit und Ambivalenz, geht mir nahe, heute wie damals. Und auch die Frage, welchen

Weg die unbedingte Liebe gehen muss,
damit sie wirksam wird.

Ich denke an dich. Du bist nicht tot!

Eine Schwester

Alle Zitate aus:

Ulrike Marie Meinhof, Die Würde des Menschen
ist antastbar, Wagenbachs Taschenbücherei,
1981.

Stefan Aust, Der Baader Meinhof Komplex, Hof-
mann und Campe, 19.

Weitere Literatur:

Ulrike Marie Meinhof, Bambule: Fürsorge – Sorge
für wen?, Wagenbach Politik 24.

Peter Brückner, Ulrike Meinhof und die deutschen
Verhältnisse, Wagenbachs Taschenbücherei 29.

Epitaph für Ulrike Meinhof

Schwester du
brennend auferstanden
in meiner Seele
wie nenne ich dich
du
die den Himmel blauer haben wollte
eine endlose Hoffnung

und die die Liebe so verstand
noch die kleinste Sehnsucht
nach Erfüllung
ist eine
Schwächung der Hingabe

die vollkommene Liebe
ist die vollkommene Trennung

keiner darf deine Hände nehmen
die leise Berührung der Gnade
ist unzulässig

denn
die Schreie sollen nicht verstummen
glühen soll
diese Empörung
die dich gänzlich verzehrt
zerstören

die Zeichen die du setzen wolltest
damit wir endlich verstehen

aber wir verstehen nicht
das ganz entblösste Herz
gegen alle Vernunft

diese Wiederkehr der Toten
verstehen nicht

R. T.